

Dirk-Michael Hennrich
Hyperbolische Tropenlandschaften.
Brasilienansichten von Simão de Vasconcelos
bis Vilém Flusser

“As verdades desfecham em hipérboles.”

Euclides 1986: 27

In den ersten drei Jahrhunderten der Kolonisation Brasiliens war der neue Kontinent in der Wahrnehmung der Siedler ein üppiger Küstenstreifen, Landschaften, die paradiesisch erschienen, doch zugleich, hinter dem dichten grün der *Mata Atlântica*, unbekannte Regionen verbargen. Einer der frühen Zeugen dieser Sicht auf das neue Land war der Jesuit Simão de Vasconcelos, dessen *Notícias Curiosas e Necessárias das Cousas do Brasil* sofort nach der ersten Auflage 1668 von der Inquisition zensiert wurden, weil er in einigen Paragraphen des zweiten Teils allzu deutlich Brasilien als das eigentliche Paradies beschrieb. Es waren folgende Eigenschaften, die Vasconcelos zu seiner Überzeugung brachten und die insgesamt auf die hervorragende Güte Brasiliens verweisen sollten: Die üppige immergrüne Pflanzenvielfalt, mit einer Vielzahl bisher unbekannter Früchte, das gute, gemäßigte Klima und der vorteilhafte Einfluss des Himmels und der Gestirne, die fischreichen Gewässer und der Vogelreichtum, sowie die vielen Landtiere, die bestens zum Nutzen der Menschen geschaffen waren. (Vasconcelos 2001: 137-157) Der Hauptgrund für die Verbannung gewisser Stellen aus dem Bericht von Vasconcelos lag aber nicht unbedingt an der wohlwollenden und paradiesischen Beschreibung, sondern eher an der teilweise sehr starken Inanspruchnahme gewisser kirchlicher Autoritäten, wie etwa Thomas von Aquin und Boaventura, die zwar beide das Paradies unterhalb des Äquators verorteten, (ebd. 162) aber kaum Brasilien selbst als solches beurteilt hätten. Für Vasconcelos gab es jedoch triftige Gründe seine langjährigen Erfahrungen im Gefolge seines Ordens, und eben auch seine Erfahrungen als Portugiese, in diese Ansicht münden zu lassen und damit die *Insel Brasilien*, das Land zwischen der Mündung des Rio de la Plata und dem Rio Amazonas, und vor allem Amazonien selbst, eine Hauptwirkungsstätte der Jesuiten, als das verloren geglaubte Paradies zu beschreiben.

Euclides da Cunha, der mehr als zweihundert Jahre später durch seinen Roman über den brasilianischen *sertão* bekannt wurde, muss diese Ansicht zur Zeit des Kautchukbooms wie ein Hohn vorgekommen sein. Im Auftrag des Barão do Rio Branco Jose Maria da Silva Paranhos reiste Euclides 1904 nach Manaus um einige Monate später Anfang 1905 zusammen mit einer peruanischen Gesandtschaft den Verlauf des Rio Purus zu erkunden, um damit zur Lösung der Grenzstreitigkeiten zwischen den Staaten beizutragen und dabei zugleich Material für ein Buch mit dem Titel *Das verlorene Paradies* zu sammeln. Aufgrund der Verzögerung der Expedition war Euclides mehrere Monate in der Hauptstadt des Latex bei seinem Freund, dem Schriftsteller Alberto Rangel einquartiert und konnte sich so ein umfassendes Bild von Manaus machen, das er als kosmopolitisch, neureich und oberflächlich erfuhr. Seine Eindrücke vom Amazonas beschrieb er in einer umfangreichen Korrespondenz mit Familienangehörigen und Freunden sowie in zahlreichen Zeitungsbeiträgen, von denen eine Auswahl einen Monat nach seinem Tod im ersten Kapitel von *A margem da história* unter dem Titel *In Amazonien. Land ohne Geschichte* erschien. Hier erkennt er die Natur Amazoniens als ein wunderbares Gebäude ohne eine innere Struktur, die es zusammenhält. Eine Natur, die keinen bestimmten Rhythmus aufweist, aus der die Wahrheiten der Künste und der Wissenschaften entspringen, so als würde ihr die große unbewusste Logik der Dinge fehlen (Euclides 1986: 26). Dies sei, so Euclides, auch deutlich der bisherigen Literatur über die Region zu entnehmen, die zwar treffend die Physionomie Amazoniens reflektiert, aber dabei keinen gemeinsamen Nenner findet, sondern ab einem gewissen Punkt einfach zu dichten beginnt. Alle Forschungsreisenden des 18. und 19. Jahrhunderts, die das Amazonasgebiet mit einem religiösen Staunen als eine „wunderbare Hylea“ (ebd. 25) entdeckt haben, verfielen früher oder später demselben Gestus. Sie ließen die Wahrheit in reine Übertreibung münden, da es diese unfassbare, monströse, amphibische Natur nicht anders zulässt. (ebd. 27) Der Charakter Amazoniens, wenn man überhaupt von einem solchen sprechen kann, zeigte sich für Euclides zum Beispiel deutlich an den riesigen und *schrecklichen* Wassermassen. Während andere große Ströme, wie etwa der Mississippi, die Vegetation und die Erde, die sie wegschwemmen, wieder ablagern und neue Gebiete schaffen, reißt der Amazonas nur mit, zerstört unablässig die Ufer und ändert unentwegt seinen Flusslauf – vergleichbar mit einem gequälten und beängstigten Künstler, der sein Werk nicht vollenden kann und es stets von neuem beginnt (ebd. 32). Es ist die Natur, die ihre Beschaffenheit auf den willensschwachen Menschen nicht nur durch das zersetzende Klima überträgt. Ist bereits die Hitze und die Feuchtigkeit, die äußerste Brutalität der Natur, eine der Hauptursachen für die Trägheit und die Niederträchtigkeit der Seelen, die auch den zivilisiertesten Zeitgenossen nach und nach in die Faulheit, die Wollust und den Alkoholismus treiben, offenbart sich die topographische, geologische und hydrologische Gegebenheit Amazoniens insgesamt als

der tiefe (Hinter-) Grund der Mentalität der Bevölkerung. Die Landschaft Amazoniens ist wegen mangelnder Erhebungen und damit wegen ihrer krassen Horizontalität und dem Fehlen einer vertikalen Linie (ebd. 25), eine extrem ermüdende und monotone Gegend und die ständige Veränderung der Uferlinie führt die Bewohner zu einem unsteten, nomadischen Leben. „Die Unbeständigkeit des Flusses, steckt den Menschen an“ (ebd. 35) schreibt Euclides, denn die sich stets verändernde Natur, die sich zu keiner Landschaft gestalten lassen will, erzwingt das Nomadentum, das unstete Wesen der Menschen, die in sie eindringen und sich in ihr niederlassen wollen. Deutet man dies, mit der zuvor genannten Abwesenheit der Vertikalität, nicht nur geologisch, sondern eben auch theologisch, erhält das Amazonasgebiet eine weitere, andernorts bereits bestätigte, Dimension. Die pure Horizontalität, die Monotonie und die drückende Hitze unterstreichen das infernalische Wesen der Region, die den europäischen Eroberer nicht beherbergen will und in der keine Erhebungen als Winke des Göttlichen zu finden sind. Auch wenn diese Ansicht nicht unbedingt der wirklichen geologischen Beschaffenheit entspricht, so wird sie doch bei einer Fahrt auf dem Amazonas oder dem Rio Negro, und bei der Betrachtung des enormen, ozeanisch anmutenden Horizonts, bestätigt. Dieser Eindruck ist aber immer zuerst die Position desjenigen, der in die an sich passive Natur eindringt, um sie zu erforschen, zu vermessen, zu bezwingen und auszubeuten. Und es ist daher der Urwald [in port. fem. *a selva*], der in einem fiktiven Monolog im Roman *Inferno Verde* des Schriftstellerfreundes Rangel, auf die Klagen antwortet und sich selbst als die Hölle darstellt – für diejenigen, die sich ihrer bemächtigen wollen und ihr Gewalt antun, für die modernen Ausbeuter, die wohlbehütet aus ihrer Heimat kommen um eine jungfräuliche Erde zu vergewaltigen: Nur für diese Eindringlinge, so Rangel, wird der Urwald zur Hölle. (Rangel 1927: 281) Zu dieser diabolischen Verstrickung in das Klima und die Natur Amazoniens, kommt im Fall von Euclides und Rangel noch ein gravierendes soziales Phänomen hinzu, das die Region in der Epoche der Kautschukproduktion in ein wahrhaft teuflisches Szenario verwandelte: Das „paraíso diabólico do seringais“ (Euclides 1986: 35), [das *teuflische Paradies* der Kautschukplantagen], eine Hölle auf Erden, in der die Seringueiros arbeiten, um sich zu versklaven, weil sie sich verkaufen, noch bevor sie ihre Arbeit beginnen und durch ihre hohen Schulden in einen Teufelskreis geraten, aus dem es kein Entkommen gibt. In seinem Vorwort zu dem zuvor genannten Roman von Rangel unterstreicht Euclides ein Bild, das die *diabolische* Natur zum Vergleich heranzieht und sie auf den Menschen projiziert. Dabei ähnelt der Grundbesitzer und Herr der Seringueiros einem pflanzlichen Parasiten, dem *apuizeiro*, oder auch *figus figifolia* genannt, der sich als eine Art Polyp, mit unzähligen Tentakeln und Saugnäpfen, stumm um seine Opfer windet und sie langsam absterben lässt.

Drei Jahrzehnte nach der Reise von Euclides da Cunha, und wenige Jahre vor der Ankunft von Vilém Flusser in Rio de Janeiro, schiffte sich der junge Claude Lévi-Strauss nach Brasilien ein, um im Hinterland von São Paulo seine ethnologischen Studien zu beginnen. Wie bei vielen Brasilienreisenden zuvor, entdeckt er die Küste zwischen Rio de Janeiro und Santos als ein tropisches „Traumland [...] feinsandige Strände, gesäumt von Kokospalmen oder feuchten Wäldern und von Orchideen überwuchert“ (Lévi-Strauss 1978: 80). Doch im Gegensatz zu einer allgemeinen Sicht der Zeit findet Lévi-Strauss, dass „die Landschaft von Rio de Janeiro dem Anspruch seiner Dimensionen nicht gewachsen ist. Der Zuckerhut, der Corcovado [...] erscheinen dem Reisenden, der in die Bucht einfährt, wie verlorene Stümpfe in den vier Ecken eines zahnlosen Mundes.“ (ebd. 70) Erst wenn man die Stadt vom Land her betrachtet, von einem der hohen Granitfelsen aus, bestätigt sich ihre Schönheit und relativiert sich der Eindruck des Ungeordneten, das keine Benennung von Einzelheiten zulässt oder vielmehr das Einzelne zunächst unter einem übermächtigen und diffusen Gefühl der Kolossalität verdeckt. Die Landschaft von Rio, ist für Lévi-Strauss eine „heteroklithische Landschaft“ (ebd. 80) und erst nach seiner Weiterreise auf dem Schiff nach Santos stellt sich für ihn „auf einer bescheideneren Bühne der Kontakt zur Landschaft her.“ (ebd. 82) Das Hinterland von Santos, erscheint ihm als „die ursprüngliche Erde [...] wie sie am Anfang der Schöpfung aus dem Wasser emporgetaucht war“ (ebd. 82) und die *Mata Atlantica*, die sich von der Küste aus bis in die Gebirge erstreckt, führt ihn zu einem Vergleich, der auch im Hinblick auf Flusser von Bedeutung sein wird. Diese Natur Brasiliens, so Lévi-Strauss, „gehört einer anderen Ordnung an [und] lässt einen höheren Grad an Präsenz und Dauer erkennen. Wie in den exotischen Landschaften von Henri Rousseau gelangen auch hier die Lebewesen zur Würde von Objekten.“ (ebd. 83) Mit dieser Annahme verweist er deutlich auf einen vorgeschichtlichen oder sogar ungeschichtlichen Charakter dieser walddichten Region der Tropen, die dem tausende von Kilometern entfernten Amazonasgebiet gleicht. Dann aber, angekommen auf dem Hochplateau von São Paulo, schiebt sich der extreme Kontrast der Natursichten Brasiliens auch vor die Sinne von Lévi-Strauss und es eröffnet sich ihm nach und nach „der größte Teil Brasiliens – das Gebiet, das vom Atlantik, vom Amazonas und von Paraguay begrenzt wird, [als] eine schräge, zum Meer hin erhöhte Plattform [...] ein vom Busch überwuchertes Sprungbrett, umgeben von einem feuchten Ring aus Dschungel und Sümpfen.“ (ebd. 84) Auf seinem Weg von der grünen paradiesischen Küste, durch das traumhaften Gebirge auf die Hochebene, bekommt er plötzlich nicht nur einen Vorgeschmack der Geographie Zentralbrasiliens, sondern bemerkt auch die Verwüstung der Landschaft durch die jahrhundertlange Ausbeutung, bei der die Natur im Staat von São Paulo (ebd. 84), aber auch in Minas Gerais (ebd. 104) nicht gestaltet, sondern lediglich verwüstet wurde. Dies bringt ihn dann auch zu dem Schluss,

dass ihm die Reise in die brasilianischen Tropen geholfen habe die „sublime Harmonie [der europäischen Landschaften zu erkennen, die] in langer beharrlicher Zusammenarbeit zwischen Landschaft und Mensch erreicht wurden“ (ebd. 86). Seine gewohnte Naturerfahrung war immer schon eine Landschaftserfahrung, die keine „unberührte Natur“ kannte, die lediglich eine weniger systematische Umformung als wild erachtete, denn selbst „die rauheste Landschaft Europas [würde eine Ordnung aufweisen] die Poussin in unvergleichlicher Weise zum Ausdruck gebracht hat.“ (ebd. 86) In Amerika bleibt seiner Ansicht nach dagegen „nur die Wahl zwischen einer Natur, die so erbarmungslos gezähmt wurde, dass sie eher an ein Industriegelände als an eine Landschaft erinnert [...] und einer anderen [...] die der Mensch gerade so lange besetzt gehalten hat, das er Zeit fand, sie zu verwüsten, aber nicht lange genug, als das ein geruhames und ununterbrochenes Zusammenleben sie zur Landschaft hätte bilden können.“ (ebd. 86) Bei seinen ethnologischen Forschungsreisen durchquert er mit mehreren Expeditionen Mato Grosso und das Pantanal, das Hochplateau von Goiás und schließlich weiter nördlich das Amazonasgebiet und trifft dazwischen, noch vor bevor überhaupt der *Plano Piloto* von Lúcio Costa umgesetzt wurde, auf das Gebiet, in dem 20 Jahre später die zukünftige Hauptstadt Brasília aus dem Nichts gestampft (ebd. 115) werden sollte. Anstatt das historisch gewachsene Goiás (Cidade de Goiás) zur neuen Hauptstadt zu wählen, sucht Brasilien „ein freies Feld [...] eine *tabula rasa* [...] hundert Kilometer weiter im Osten in Form eines Plateaus auf dem nichts anderes wuchs als hartes Gras und stachelige Sträucher, als wäre es von einer Plage befallen die Fauna und Flora zerstörte.“ (ebd. 115). Hier wo, „kein natürliches Hindernis der Architektur Einhalt gebot, konnte man an Ort und Stelle arbeiten wie auf einem Reißbrett“ (116), schreibt Lévi-Strauss, während er die noch weitgehend ungeplante und unbebaute, von Spekulanten und Notaren besetzte, Gegend als eine „endlose Ebene, halb Ödland, halb Schlachtfeld“ (ebd. 116) schildert. Es ist dieses barbarische und unmenschliche „Symbol der Macht inmitten der Wüste“ (ebd. 116), das ihn zu einem Vergleich mit dem griechischen Mythos des Städtegründers Cadmus führt, in dem davon erzählt wird, wie eine neue Zivilisation, oder noch deutlicher, ein neuer Mensch, aus den verstreuten Zähnen eines schrecklichen Drachens entspringt. (ebd. 117) Es ist die Region des *sertão*, die Lévi-Strauss in den Jahren seiner Forschungsreisen „sowohl vertraut wie unerträglich und unausweichlich werden sollte“ (ebd. 152) und die trotz ihrer Unzugänglichkeit, ihrer Wildheit und Traurigkeit, „etwas Grandioses und Erregendes hat.“ (ebd. 152) Wichtig für das weitere Verständnis dieser Region ist dabei seine Definition des *sertão*, der im Gegensatz zum *mato* [Busch], nicht die bewohnte und bebaute Erde meint, sondern sich auf „einen subjektiven Aspekt bezieht, auf die Landschaft in Bezug auf den Menschen“ (ebd. 152) und damit auf die „Regionen, in denen der Mensch sich nicht dauerhaft niedergelassen hat.“ (ebd. 152) In den hier zitierten Reiseerinnerun-

gen *Traurige Tropen* gibt es immer wieder kurze Passagen, in denen Lévi-Strauss die Gebiete Zentralbrasiiliens als überwältigende, phantastische Landschaften charakterisiert, deren Erscheinungen im starken Kontrast zu denjenigen in Europa stehen und sogar die „traditionellen Rollen von Himmel und Erde“ (ebd. 200) umkehren. Als Europäer erkennt er die brasilianische Natur immer vor dem Hintergrund seiner frühen Landschaftserfahrungen, wie etwa die Landschaft der Provence, in der er als Kind ähnliche Sinnesempfindungen hatte, wie jetzt bei seinen Durchquerungen der Gebiete zwischen Cuiabá und Rio Madeira (ebd. 316). Dieser fast unumgängliche Zugang beinhaltet zum einen ein Dilemma, bei dem der Gegenstand der Betrachtung dem Eindruck der Neuheit geopfert wird (ebd. 337), und zum anderen das Paradox, die bisher unbekannte Natur unweigerlich mit den Assoziationen an die bekannten und tief eingeschriebenen Kulturen zu überdecken. (ebd. 371)

Ein Jahr nach der Ankunft von Lévi-Strauss landet Stefan Zweig 1936 auf einem Kreuzfahrtschiff zum ersten Mal in der Bucht von Rio de Janeiro und trifft entgegen der vorherigen Ansicht auf „eine der herrlichsten Landschaften der Erde [auf eine] einzigartige Kombination von Meer und Gebirge, Stadt und tropischer Natur“ (Zweig 1984: 8). Das Brasilien-Buch von Zweig – in den folgenden Jahren bis 1940 als ein Lob auf das aufstrebende Land und immer im Spiegel der alten Welt konzipiert – nährt ganz deutlich die zahllosen Klischees über die Tropen Brasiliens und ihre Bewohner und kann daher nur eingeschränkt mit den Ansichten und Beobachtungen von Euclides, Lévi-Strauss oder auch Flusser verglichen werden. Dennoch gibt Zweig, neben einer flüssigen Einführung in die *Geschichte* Brasiliens, eine Feststellung, über die *Geschichtlichkeit* Brasiliens, die damals offensichtlich weit verbreitet war und die insgesamt seine Vorstellung Brasiliens als das Land der Zukunft vorbereitet hat. Zweig schreibt in diesem Sinn: „Wer das Charakteristische dieses Brasilianischen von irgendeinem landeigenen Ursprung abzuleiten versuchte, geriet ins Unwahre und Künstliche. Denn nichts ist so sehr typisch für den Brasilianer, als dass er ein geschichtsloser Mensch oder zumindest einer mit einer kurzen Geschichte ist.“ (ebd. 140) Brasiliens Kulturwerte wurden Zweigs Ansicht nach, vollkommen aus Europa importiert, „sind auf Schiffen verschiedenster Art [...] über das Meer gebracht worden, und auch die pietätvoll-ehrgeizigste Mühe hat bisher einen wesentlichen Beitrag der nackten und kannibalischen Ureinwohner zur brasilianischen Kultur nicht finden können.“ (ebd. 140) Diese Erkenntnisse bestätigen ohne Zweifel die Haltung der herrschenden brasilianischen Gesellschaftsschicht seiner Zeit, die ihrerseits, wie auch Lévi-Strauss erwähnt, völlig auf ihre (pseudo-)europäische Herkunft fixiert war und „jede Anspielung auf die Indianer und allgemeiner auf die primitiven Lebensbedingungen im Innern“ (Lévi-Strauss 1978: 41) vergessen wollte. Brasilien wird hier kulturell als ein unbeschriebenes Blatt verstanden und dies unterstützt die von Lévi-Strauss zuvor erwähnte Su-

che der politischen Elite nach einer leeren, flachen Gegend für die Gründung der neuen Hauptstadt, die ausgezeichnet in einem Satz von Zweig bestätigt wird: „Wo immer man im Historischen hier über den Tag zurückgreifen will, da die ersten Europäer landeten, greift man in ein Vakuum, in ein Nichts.“ (Zweig 1984: 141) Im Grunde ist das Buch *Brasilien Ein Land der Zukunft* eine prosaische Wiederholung der Entdeckungs- und Kolonisationsgeschichte und eine ebenso bürgerlich-ästhetisch aufgeladenen Beschreibung einer Rundreise von Rio de Janeiro nach São Paulo und Ouro Preto und dann mit dem Flugzeug nach Bahia und von dort aus in den Norden nach Belém. Weder Rio de Janeiro noch São Paulo werden negativ beurteilt. Beide Metropolen, so verschieden sie auch voneinander sind, gelten Zweig als grandiose Vorzeichen eines zukünftigen Brasilien: Rio de Janeiro malerisch und São Paulo wirtschaftlich. (ebd. 220)

Der chronologischen Abfolge entsprechend lässt sich hier noch Blaise Cendrars einfügen, der Brasilien nicht nur als das verloren geglaubte Paradies verleugnet, sondern auch, mit einem gewissen futuristischen Elan, der Wahrheit durch die Übertreibung zu ihrer Aufmerksamkeit verhilft. Er findet, „die Wolkenkratzer von Rio sind viel zu klein und nicht auf der Höhe einer so großartigen Landschaft. In der Szenerie des *Corcovado*, des *Pão de Açúcar*, der *Serra dos Orgãos*, des *Dedo de Deus* könnte man tausendstöckige Wolkenkratzer bauen, ohne die Landschaft zu verschandeln.“ (Cendrars 2001: 100) Cendrars sieht Brasilien, nach der Bewunderung der Küste vom Ozean her, aus der Vogelperspektive und erkennt das lebensfeindliche, das diabolische der brasilianischen Erde „die aussieht, als sei sie von Lepra befallen“ (ebd. 24) und der Urwald, der ihm vorkommt „wie die mottenzerfressene ausgefranste Rückseite eines Wandteppichs [...] der sich unendlich ausbreitet wie ein Krebsgeschwür, das am Herz des Landes nagt.“ (ebd. 24) Ihm begegnet, wie vielen zuvor, Brasilien als ein widersprüchliches Territorium und die Vorstellung vom Paradies, „mehr als irgendwo sonst auf der Welt ein Köder“. Mit einer der „schönsten Landschaften der Welt“ meint Cendrars ebenfalls die Region zwischen Rio de Janeiro und Santos, die jedoch eine Randerscheinung ist, in einem Land, das zugleich unter einer weit um sich greifenden Ausbeutung leidet und in dem sich große Teile der Bevölkerung, insbesondere in Amazonien, noch „mitten im Neolithikum“ (ebd. 66) befinden.

Den beiden großen Agglomerationen Rio de Janeiro und São Paulo fügt sich ab den 60er Jahren Brasilia hinzu, wobei alle drei Städte eine bestimmte, voneinander verschiedene Einbettung in ihre Landschaft aufweisen und unterschiedlich gewachsen sind. Während Rio de Janeiro eine relativ konstante und lange Stadtentwicklung hatte, bei der sich die Stadt über 500 Jahre lang entwickelte, sich erst organisch an die Umgebung anpasste, um dann, wie auch im Fall von ande-

ren Küstenstädten, durch Landgewinnung immer deutlicher die Küstenlinie zu verändern,¹ liegen São Paulo und Brasília auf weiten Hochebenen, die nicht so wie in Rio de Janeiro die Stadtentwicklung beeinflusst haben. São Paulo war Anfang des 18. Jahrhundert eine kleine eher unbedeutende Stadt, die sich erst danach sehr schnell und chaotisch vergrößerte und im letzten Jahrhundert mit einer stündlich sichtbaren Expansion alle bisher bekannten Dimensionen sprengte. Als Bestätigung der bei Claude Lévi-Strauss betonten Aversion der führenden Schicht gegen ihre eigene Geschichte, gegen die indigenen und afrikanischen Wurzeln, und auch als eine Geste der Überwindung der portugiesischen Kolonialgeschichte, wird schließlich die neue Hauptstadt errichtet.

Max Bense, der Anfang der 60er Jahre nicht als Tourist nach Brasilien kommt, sondern den Kontakt mit der von ihm so bezeichneten *Brasilianischen Intelligenz* aufnimmt, interessiert sich vornehmlich für die Urbanität, die sich jedoch immer komplementär zum Begriff der Landschaft verhält und ohne diese gar nicht ausreichend bedacht werden kann. Seine Sicht auf die tropische Landschaft entwickelt sich entlang der Beschreibung der alten und der neuen Hauptstadt Brasiliens und der Unterschied zwischen Rio de Janeiro und Brasília zeigt sich für ihn dabei beispielhaft an deren Topographie. Die geschwungene und bergige Küstenlandschaft von Rio de Janeiro bildet den Gegensatz zur flachen Landschaft des brasilianischen Hochplateaus von Goiás, auf dem die neue Hauptstadt errichtet wurde. Rio de Janeiro, aber auch Ouro Preto und andere historisch gewachsene Kolonialstädte, sind für Bense ein Beispiel für einen „intimem Provincialismus des Existierens“ (Bense 1965: 16), für „die Stadt als Fortsetzung bewohnbarer Natur“ (ebd. 21) und somit auch für das Vegetative (vgl. ebd. 21) und für das Organische (vgl. ebd. 24). Brasília ist dagegen das deutliche Symbol für „die Stadt als Fortsetzung emanzipierter Intelligenz“ (vgl. ebd. 21), weil sie auch in seiner Wahrnehmung durch eine cartesianisch anmutende Methode (vgl. ebd. 13) aus einem abstrakten rationalen Raum, auf dem Nichts und im Nichts [port. *no nada*] entsteht. Sie ist struktural (vgl. ebd. 21) und klar im Kontrast zu Rio de Janeiro, ein System (vgl. ebd. 24). Dabei ist auch bei Bense das Klima der Tropen immer *der* ausschlaggebende Faktor für die neuen Tendenzen Brasiliens, wo, seiner Beschreibung nach, eine „jüngere Zivilisation [noch] den Mut des Machens hat“ (ebd. 15). Es ist die Haltung eines an seiner Geschichte und seiner Kultur überdrüssig gewordenen modernen Europäers auf der Suche nach dem neuen Menschen, der die unbarmherzigen „tropischen Kräfte der Erzeugung und Zerstörung [durch eine] artistische Improvisation“ (ebd. 15) bewältigt sieht. In diesem Fall geht Bense aber nicht vom Gegenstand selbst aus, sondern opfert den Gegenstand Brasilien, wie die meisten Brasilienreisenden zuvor,

¹ <http://portalgeo.rio.rj.gov.br/EOUrbana/>

dem Eindruck der Neuheit und einer von außen herangeführten Interpretation der brasilianischen Wirklichkeit. Was in Brasilien mit der Konstruktion der neuen Hauptstadt geschieht – die Ablösung vom Provinzialismus –, aber auch vom christlich-kolonialen Erbe und vom Humanismus durch den Urbanismus (vgl. ebd. 27), wird mit der Konkreten Kunst verglichen. Bense, als einer der führenden Theoretiker dieser Ästhetik, überträgt die auch in Brasilien durch die *Noigrandes* vertretenen Grundsätze der konkreten Poesie und Kunst auf die Konzeption der neuen Hauptstadt Brasilia und deren Verwirklichung in der Landschaft des *sertão*. Die Verabschiedung des Vers und die Begrüßung der Konstellation, die Hervorhebung der Materialität der Sprache, die topographische Anordnung der Worte und die Verabschiedung der bloßen Stimmung sind einige der zentralen Auszeichnungen der konkreten Poesie und damit Beispiel für eine neue Welterschließung. „Das flächige Arrangement der konkreten Poesie gehört zur topologischen Kennzeichnung ihrer Texte“², schreibt Bense in einem Text aus der Zeit seiner Brasilienreisen und im Dialog mit den brasilianischen Vertretern der konkreten Poesie, Augusto de Campos, Haroldo de Campos und Décio Pignatari, die hier noch bestimmter die „rhythmisch-formale Einheit“ der traditionellen Poesie hinter sich lassen wollen und das „absolute“ aufgeben um im „magnetfeld des ewig relativen“ zu verbleiben.³ Es ist, wie schon angedeutet, ein Schnitt mit der Geschichte und Brasilia, erbaut im Nichts, ist daher für Bense die obsessive Bestätigung der Konkreten Kunst, ein „eingerichtetes Stück Savanne. Bauten wie Möbel aufgestellt und ihre Relationen zueinander sind fast wichtiger als sie selbst. [...] Man kennt das graphische Schema der Winterlandschaften aus Europa. Hier lernt man die tropische Graphik der lauernden Umfläche aus Rot und Grün kennen.“ (ebd. 26) Auch mit seiner moralischen Einstellung gegenüber den Tropen fügt sich Bense der wohlbekannten Auffassung, wobei diese nicht negativ gewendet wird, sondern in ästhetischen Überdehnungen ihre Bestätigung findet. Das „nichthistorische Bewusstsein, das nicht zurückblickt, sondern Ausschau hält“ (ebd. 12) wird als revolutionär interpretiert und findet sein Beispiel in der erotisch konnotierten Beschreibung einer *Negerin* die mit schlaun Schritten und schamloser Umarmung das Wasser in die Favelas trägt und dabei lautlos der Armut den Rücken kehrt, um die Revolution erwartungsvoll im Blick zu halten. (vgl. ebd. 16) Die für den bürgerlichen Europäer als Amoralität bedachte Art der brasilianischen Intelligenz, wobei hier eine allgemeine Seinsweise verstanden wird, ist laut Bense gerade die Möglichkeit der Öffnung der „schöpferischen Züge“ (ebd. 73) die auf dem alten Kontinent angeblich am versiegen sind. „Die Lust, da zu sein, triumphiert zu sehr über die Anziehungskräfte des Leidens und im Schlaf sind die dunklen und dumpfen Ideen Europas am fernsten“ (ebd. 72), notiert Bense, ohne davon

² http://www.stuttgarter-schule.de/bense_konkret2.htm

³ <http://www.stuttgarter-schule.de/pilotplan.htm>

Notiz zu nehmen, wie tendenziös seine persönlichen Empfindungen gegenüber der realen Situation der Menschen in Brasilien sein könnten. Wenn sich also zum einen in der Bucht von Gunabara, und hier ohne Zweifel unter dem Einfluss der tropischen Landschaft, die gesamte Widersprüchlichkeit und das wilde Leben Brasiliens zusammenballt (vgl. ebd. 58), dann ist zum anderen die neue Hauptstadt Brasilia, in der das Werden zurücktritt und das Sein alles ist (vgl. ebd. 18), ein „gewaltiger Artefakt, arrangiert auf dem Teller des Horizonts.“ (ebd. 18) Man könnte Brasilia aber noch stärker als ein sakrales Objekt deuten, als eine moderne Form ritueller Erdzeichnungen, die mit ihrer skulpturalen Komponente, wie eine gegen den Himmel gerichtet Monstranz in einer diabolischen Landschaft wirkt, um den Teufel definitiv aus ihr zu vertreiben.

Die bisherigen Ansichten über die brasilianische Natur und die weitgehend übereinstimmenden Beschreibungen der Metropolen Rio de Janeiro, São Paulo und Brasilia, eröffnen einen Blick auf die Einsichten von Flusser, wie er sie in verschiedenen Texten über die Tropen und die Städte Brasiliens, in seiner *Phänomenologie der Unterentwicklung*, in seiner Autobiographie *Bodenlos* und in seinem Essayband *Natural:mente* formuliert hat. Die Landschaften Brasiliens sind bei Flusser an einer Hand abzählbar und insgesamt emblematisch für eine weit verbreitete Sicht. Einerseits, wie auch bei den zuvor erwähnten Autoren, die einstimmig als beeindruckend beurteilten Landschaften an der Küste zwischen Rio de Janeiro und Santos, dann das Gebirge zwischen Santos und der Hochebene von São Paulo, die *Serra de Mantiqueira* mit der Stadt *Campos do Jordão*, und schliesslich die Strände von *Guarnjá* oder *Maceió* als Abbilder „eines paradiesischen Tropentraumes“ (Flusser 1999: 73). Alle diese Landschaften, sind seiner Meinung nach, lediglich eine glückliche aber unwirkliche Nebenerscheinung einer maßlosen inhumanen und nachgeschichtlichen Natur, deren deutlichste und symbolisch aufgeladene Erscheinung, der brasilianische *sertão* ist. Mit der Beschreibung des *sertão*, als eine Landschaft oder ein Gebiet des Teufels, folgt Flusser nicht nur dem Einfluss von Euclides da Cunha und Guimarães Rosa sondern einer lange Tradition, die weit bis in die Anfänge der brasilianischen Geschichtsschreibung durch Frei Vicente de Salvador zurückführt, der nicht mit seinem Zeitgenossen Vasconcelos übereinstimmte und von dem infernalischen Brasilien mehr überzeugt war. (Souza 1987: 28). Das Wort *sertão*, dessen Etymologie zwischen einer Abwandlung von *desertão* [große Wüste], *sertã* [breite (heiße) Pfanne] oder, weit geläufiger, dem Inland, der heißen Region entfernt vom Meer, pendelt, bezeichnet, abgesehen von einer klanglichen Nähe zum portugiesischen *satã* [Teufel], nicht eine bestimmte Region oder Landschaft, sondern die von den Siedlern unbewohnte unzivilisierte und nicht christianisierte, heiße Gegend abseits der paradiesischen Küste (Machado 1981: 129), ein weißer Fleck oder der weiße Wald [*caatinga*], wobei die Interpretation des *sertão* als *ser-tão*, das *grosse Sein*, oder wie Flusser schreibt, das *So-sehr-sein* (Flusser 1999: 142), dann gar nicht so abwegig ist, nämlich als das *Sein*,

das in seiner von jeglichem *Seienden* verlassenen Anwesenheit, ein bodenloses ist. Die von Flusser betonte Bodenlosigkeit des Brasilianers deckt sich mit der Geschichtslosigkeit und mit der Landschaftslosigkeit Brasiliens. Sowohl der Boden, als auch das tägliche Erwachen in einer Geschichte, sind nicht nur für Flusser Hauptmerkmale für das Auftauchen der Landschaft an sich. Der Brasilianer schwebt traumhaft über einem Ab-Grund (Flusser 1994: 106) weil es ihm unmöglich ist, in der Natur Wurzeln zu schlagen und die Natur mittels der Sprache zu seiner Heimat zu machen. Die Auffassung der Abwesenheit von Geschichte, die Ungeschichtlichkeit, klingt in allen zuvor erwähnten Ansichten an. Sie ist bei Flusser aus einer Beobachtung erwachsen, die auch Euclides da Cunha bei seiner Reise in die Amazonasregion erfuhr und beinhaltet zudem noch eine ontologische Dimension. Der Gegensatz von Geschichtlichkeit und Geschichtslosigkeit bezieht sich auf etwas, das man im heideggerschen Sinn als den Gegensatz von Seinsvergessenheit und Seinsnähe deuten muss und dort, wo der Mensch in der Geschichte (verstanden als Historie) ist, befindet er sich in der Seinsvergessenheit, wogegen die brasilianische Bevölkerung dem Sein näher steht, weil sie keine Geschichte besitzt, aber nicht weil sie nie eine gemacht hätte, sondern weil ihr ganzes Dasein sich angeblich in der Nachbarschaft zum Sein verhält. Eine fragwürdige Annahme, die auch als eine Weiterführung der Philosophie Vicente Ferreira da Silvas beurteilt werden kann, der Heideggers Denken aus diesem Blickwinkel auf die tropische Kultur Brasiliens angewendet hat. Dies äussert sich auch, wenn Flusser zu erkennen glaubt, dass die „existentiell inspirierten Ontologien, insbesondere [die] von Heidegger [...] ein Versuch sind sich vom geschichtlichen Denken zu befreien.“ (ebd. 108) In Brasilien ist der neue Mensch auf dem Sprung und nicht schlicht im Werden, weil der Mensch dort nicht wie in Europa im Seienden, sondern schon in der Nähe zum Sein wohnt. Bei Heidegger, dessen Begrifflichkeit hier übernommen wird, deutet der Sprung auf das plötzliche und unerwartete Eintreffen der Entscheidung, auf das Ereignis ohne dessen vorherige geschichtliche Werdung. Der neue Mensch wird nicht gemacht, er ist kein Produkt mehr und darf es nicht sein, wenn er sich von allem bisherigen Humanismus und jeglichem Schöpfungsgedanken zu verabschieden gedenkt. Demnach kann der neuen Mensch in Brasilien entspringen, weil er alle Voraussetzungen für den Sprung mitbringt, weil er weder eine Geschichte, noch einen Boden, noch eine Landschaft besitzt und auch nicht an die Dinge gebunden ist. „Der Brasilianer lebt in einem Land, das von ihm als Landschaft überhaupt nicht erlebt wird. [und die] Natur als Landschaft zu sehen, erscheint dem Brasilianer lächerlich und verächtlich“ (ebd. 51), schreibt Flusser. Der *wahre* Brasilianer, so Flusser weiter, ist seinem Wesen nach „überhaupt nicht in der Lage der Natur gegenüber eine ästhetische Position einzunehmen.“ (ebd. 52) Die Natur lässt es nicht zu. Sie lässt sich nicht in eine Landschaft umformen, sie lässt sich nicht poetisch zivilisieren. Sie entzieht sich der Artikulation. Für

den Brasilianer ist die „Natur, Widerstand, Zukunft, Abenteuer, Gefahr, Aufgabe, im höchsten Fall schreckliches Geheimnis, also nur in ethischen und erkenntnistheoretischen Kategorien, aber nie in ästhetischen zu fassen. Gegen die Natur ist zu kämpfen, und zwar mit der Waffe des Geistes.“ (ebd. 52)

Interpretiert man diesen Umstand, so ergibt sich folglich die totale Abwesenheit des Wanders und noch deutlicher, die des Spaziergängers. Es gibt nur den Flaneur, der zwar der Strandpromenade folgt, oder die tropischen Gärten besucht, aber nie die Landschaft durchwandert, denn die Erfahrung der Natur ist immer ein Gewaltakt. Wenn der „brasilianische Bourgeois behauptet [...] seine Landschaft zu lieben“ dann handelt es sich, so Flusser, um eine „importierte Ideologie“, bei der ein aus Europa stammender „romantischer Sentimentalismus“ auf eine ungeschichtliche Natur übertragen wird. (ebd. 46) Ein Pleonasmus übrigens, ebenso wie der Begriff der geschichtlichen Landschaft, wenn man dem Gedankengang von Flusser folgt. Die „unglaubliche Unartikuliertheit der brasilianischen Natur“ (ebd. 48), die „schlecht artikulierten Jahreszeiten“ (ebd. 49), die „ungegliederte Landschaft“ (ebd. 50), die Flusser in diesem Zusammenhang zu erkennen meint, erinnern dabei an seine frühe Sprachphilosophie *Lingua e Realidade*, in der das Unartikulierte als das Gestammel [balbuciar] formuliert wurde und auf dem als Globus dargestellten Schema, mit dem Titel *Physiologie der Sprache*, jenseits des Äquators der Realität, und fast am unteren Pol, in der Nähe der Stille und des Unauthetischen liegt. Die unartikulierte Natur ist die Natur vor der Benennung der Dinge und vor ihrer Artikulation durch die Sprache. Sie ist die Natur, die im Grunde noch nicht einmal als so etwas wie Natur bezeichnet werden kann, denn der Mensch ist noch nicht ihr Gegenüber. Er ist sprach- und begriffslos in sie eingesenkt und sie ist ihm das Unbegreifliche. Für Flusser ist die Natur, und hier meint er offensichtlich die artikuliert Natur, eine Konsequenz der Konversation, des Gesprächs (Flusser 1963: 218) und diese ist dann, als Gegensatz zur tropischen, unartikulierten Natur, notwendig die europäische Landschaft oder zumindest die Landschaft, die im Gespräch mit den Anderen, in der Literatur und in der Kunst, evoziert wird und nicht mit der wirklichen Gegebenheit korrespondieren muss. Landschaft ist dabei mit dem Landschaftstheoretiker Lucius Burckhardt zu sprechen, ein Konstrukt in den Köpfen der Betrachter denn „Grammatik und Wortschatz der Landschaft entstammen den dichterischen Anfängen unserer Kultur.“ (Burckhardt 2007: 21) Die Essaysammlung *Natural:mente*, und deren deutsche Übersetzung *Vogelflüge* ist nach der Abfassung seiner *Phänomenologie der Unterentwicklung* eine solche sprachliche Auseinandersetzung mit der europäischen Landschaft vor dem Hintergrund der Jahrzehnte andauernden Entfremdung von ihr. Sie ist so etwas wie eine poetische Reminiszenz, durch die Flusser die Naturfeindlichkeit in Brasilien und die angebliche Naturfreundlichkeit in Europa einander gegenüberstellt und auf ihre Bedeutung

hin prüft. Es ist die kulturelle Zugänglichkeit der europäischen Natur, ihre extreme Geschichtlichkeit, die im Kontrast mit der Unzugänglichkeit und Unartikuliertheit der brasilianischen Natur zu einer Klärung des Gegensatzes auffordert. Hervorzuheben wäre, dass die von Flusser unterstellte Unartikuliertheit immer zuerst die Sprachlosigkeit des Immigranten gegenüber der fremden Natur ist und dass sich diese nun bei seiner Rückkehr nach Europa wieder im Bekannten auflöst. Flusser, der im Anblick der brasilianischen Natur, gar nicht erst in sie hinein gelangt und somit auch nicht wirklich den Schritt zurück nehmen kann, hat im Anblick der europäischen Natur die Möglichkeit der *epoché*, weil er die ihm bekannte Natur wie eine Muttersprache in sich wiederfindet. Während die Methode der Zurücknahme in Brasilien eher durch eine Aversion hervorgerufen wird, bei der Flusser die extrem heterogene Geographie Brasiliens auf wenige Regionen reduziert, ist die Zurücknahme in Europa die Antwort auf eine vorgängige Bindung an die Natur. Das Verhältnis zur europäischen Natur, ist vollkommen symbolisch. Es ist in einem langen Prozess der Annäherung, der Benennung und der Aneignung gewachsen und hat das anfänglich als Trennung und Entfremdung erfahrene Verhältnis langsam aber sicher aufgehoben. Die europäische Natur ist nicht mehr diabolisch und exemplarisch für diesen Gedankengang der Notwendigkeit der Aneignung ist der frühe Text mit dem Titel *Tropen*, in dem Flusser die Landschaft von Campinas als die „weichen, weiblichen, wollüstigen Hügel“ beschreibt und dann in verschiedenen Bildern die Atmosphäre der Metropole São Paulo wiedergibt. (Flusser 1994: 249). In der Stadt selbst bewegen sich die Menschen schwimmend unter dem atmosphärischen Druck. Sie gleichen „Tintenfischen und Quallen“ und São Paulo selbst ist „ein hartes Korallenriff [...] mit kartesischen Konturen“ und zugleich eine „gigantische lateinische Spinne“, die an den Tropen saugt und sie vergewaltigt. (vgl. ebd. 250) Der Prozess der Aneignung der Natur ist in Brasilien nach Flusser immer schon dadurch bestimmt gewesen, die Umwelt zu klimatisieren, sie an das Klima der alten Welt anzupassen. Auch das Klima in Europa war einmal eine Herausforderung für den Menschen, schreibt Flusser, doch aus „dieser Herausforderung ist eine Kultur entstanden.“ (ebd. 251) Nun sei es aber an der Zeit die Tropen anzuerkennen und sich ihnen gegenüber zu öffnen (vgl. ebd. 251), was notwendigerweise beinhaltet, ihnen gegenüber die entsprechenden Worte zu finden. In Brasilien geschieht durch den Widerstand der Kultur gegen die Natur, nicht weniger als Jahrtausende zuvor in Europa, der Versuch das „Paradieses zweiter Ordnung ins Paradies erster Ordnung“ (ebd. 251) zu übertragen, doch auch die nomadisierenden Indianerstämme, und dies entfällt Flusser, waren schon vor dem Einbruch der Europäer auf der Suche nach dem Paradies, formten die bereits verformte Natur immer wieder um und schufen sich selbst jedes Mal erneut ihre Gärten, ihre zeitlich begrenzt bewohnten Gebiete, die sie verließen als die Erde des Urwalds weniger Ertrag erbrachte. Wenn die Europäer des 20. Jahrhunderts

zu recht die Zerstörung der Tropen beklagen, verdecken sie, dass die Art der Vorgehensweise eine Europäische ist und lediglich aufgrund der Monstrosität der technischen Vernunft eine Dimension und Schnelligkeit angenommen hat, die bei der Beherrschung der europäischen Natur viele Generationen andauerte.

Nach diesen Ausführungen mangelt es nicht an einer gewissen Ironie, dass Flusser fast die gesamte Zeit seines Exils in einem Paulistaner Stadtteil wohnte, der den Namen *Jardim Europa* trägt. Es war seine Enklave im Herzen der Fremde, der Garten Europa inmitten der urbanen Wüste São Paulos. Hier war sein Rückzugsgebiet die Terrasse, dass heißt, die bewohnbare Schwelle zur Wildnis, der Erdwall [afranz. *terrace*], die Erdaufhäufung [aprov. *terrasa*] oder sogar das Bollwerk und die Barrikade [frühnhd. *Tarras*]. Es war der Ort der Monologe und Dialoge, die sich im Fall von Flusser nicht nur als eine Wiederholung des *Phaidros*, als ein sokratischer Dialog mit dem Rücken zur Polis, entpuppten, sondern, noch deutlicher, als die „Fortsetzung des subtropischen Gartens“ (Flusser 1999: 207), den man nur erreicht, wenn man von außen, von der Steinwüste kommend, durch die Kultur (das Haus), in das künstliche Paradies (die Terrasse) schreitet. Die Philosophie kann als eine Antwort auf die Vertreibung aus dem Paradies verstanden werden, als der Weg durch die Wüste, um den Garten zu finden, der das Verlorene auf einer anderen Ebene rekonstruiert. Die Entdeckung der brasilianischen Tropen muss auch für Flusser ein Schrecken gewesen sein und zwar das Erschrecken des Verstoßenen im Anblick eines Paradieses, das sich nicht als eine neue Heimat fügen will, sondern als eine Stiefmutter auftritt, die dem Brasilianer, „dieses Stiefkind der Natur par excellence“ (Flusser 1994: 56), und jedem Neuankömmling, feindlich gesinnt ist. Die Sprache ist nun die einzige Möglichkeit, dem Unheimlichen, dem Ungewohnten, dem Unartikulierten einen Namen zu geben und es in die Welt der Dinge zu heben. Es ist die symbolische Kraft, die das Zerstreute, das Getrennte zusammenfügt und sinnvoll werden lässt. Doch da wo das Symbol auf der Suche nach der Einheit, auf der Suche nach dem Paradies, nur auf die Hölle [germ. *höljō*, das Verbergende oder Verborgene] trifft, wo das Symbol scheitert und die Sprache keine angemessenen Worte findet, erscheint die Hyperbel als die einzige Form der Überwindung. Sicher gibt es auch poetische Antworten auf die Tropen, doch die meisten sind maßlos, wie etwa der *Plano Piloto*, die *Transmazonica* oder gegenwärtig das Wasserkraftwerk *Belo Monte*. Es sind, auch im Sinn von Flusser, die sprachlosen und unpoetischen Laute gegenüber einer unbegriffenen Natur. Für Flusser erweist sich das gemäßigte Klima mit den mehr oder weniger deutlich akzentuierten Jahreszeiten, nach der Rückkehr aus dem Exil, als symbolisch zugänglich und ohne einen diabolischen (Hinter-) Grund. In Brasilien aber bleibt für die meisten Reisenden als Antwort nur die Übertreibung – der Satz über den Kopf des Teufels hinweg.

Literaturverzeichnis

- Bense, Max (1965), *Brasilianische Intelligenz*, Limes Verlag, Wiesbaden.
- Burckhardt, Lucius (2007), *Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft*. Martin Schmitz Verlag, Kassel.
- Cendrars, Blaise (2001), *Brasilien. Eine Begegnung*, Lenos Verlag, Basel.
- Euclides da Cunha (1986), *Um Paraíso Perdido*, José Olympio Editora, Rio de Janeiro.
- Flusser, Vilém (1994), *Brasilien oder die Suche nach dem neuen Menschen*, Bollmann Verlag, Mannheim.
- Flusser, Vilém (1999), *Bodenlos*, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a. M.
- Flusser, Vilém (1969), *Guimarães Rosa e a Geografia*, *Comentário*, X, 10, 3, São Paulo.
- Lévi-Strauss, Claude (1993⁹), *Traurige Tropen*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.
- Machado, José Pedro, *Grande Dicionário da Língua Portuguesa*, Vol. XI, Amigos de Livros Editores, Lisboa.
- Rangel, Alberto (1927), *Inferno Verde*, Typographia Arrault & C^{ia}, Tours.
- Souza, Laura de Mello e (1987), *O Diabo e a Terra de Santa Cruz*, Companhia das Letras, São Paulo.
- Vasconcelos, Simão de (2001), *Notícias curiosas e necessárias das cousas do Brasil*, Comissão Nacional para as Comemorações dos Descobrimentos Portugueses, Lisboa.
- Zweig, Stefan (1984), *Brasilien. Ein Land der Zukunft*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.